

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Gabun

11. Februar bis 27. März 2003

Ausländer in Gabun

Von Cathrin Vorrink

Gabun vom 11.02. – 27.03.2003

betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



Inhalt

1. Zur Person	506
2. Gabun!?	506
3. Eigenarten Gabuns	506
4. Taxifahren in Gabun	509
5. Die Vidomégon von Gabun	510
6. Charlottes Los	510
7. Vermutungen, Schätzungen, Tatsachen	513
8. Der Fall Etireno	515
9. Wie Gabun reagiert	516
10. Folgen der Kinderarbeit	517
11. Und trotzdem: Wer will schon zurück?	518
12. Probleme beim „Repatriément“	519
13. Abarten der afrikanischen Solidarität	519
14. Einzelfall glückliches Kind	521
15. Das Recht des Kindes oder afrikanische Kultur?	522
16. Kämpfer gegen Kinderarbeit	522
17. Europäer in Gabun	523
18. Beniner in Gabun	525
19. Internationale Organisationen in Gabun	526
20. Erfolge?	528
	505

1. Zur Person

Cathrin Vorrink, geboren 1977, wuchs an der holländischen Grenze in Niedersachsen auf. Im Anschluss an Schule und Schülerzeitung kam sie 1996 nach Köln. Ihr Studium von Politik, Germanistik und Französisch beendete sie 2002 mit dem Magister Artium. Seitdem sie in Köln ist, arbeitet sie auch als freie Journalistin für öffentlich-rechtliche und private Medien. Im Frühjahr 2003 erforschte sie, ermöglicht durch die Heinz-Kühn-Stiftung, Gabun.

2. Gabun!?

„Gabun? Ist das ein Baum? Äh, vielleicht aus Afrika?“

Beklemmung breitet sich in mir aus, teile ich fragenden Gesichtern das Ziel meiner Reise mit: „Hilfe! Kein Mensch weiß, was Gabun ist, und ich will da für sechs Wochen hin!“ Touristisch scheint das Land kaum erschlossen. Im Internet taucht beim Suchwort „Gabun“ praktisch nur die gabunische Botschaft in Deutschland auf. An welchen Ort verschlägt es mich da nur? Erst nach einigem Forschen verschwindet mein Lampenfieber. Ich stoße auf einen sehr berühmten deutschen Pionier Gabuns: Albert Schweitzer. Der Arzt, Theologe, Konzertorganist und Architekt bezwang fast ein Jahrhundert vor mir erfolgreich den Regenwald von Gabun, da will und kann ich doch nicht mehr feige sein...

3. Eigenarten Gabuns

Über 40 Jahre lebte und arbeitete Schweitzer in Lambarene, der viertgrößten Stadt Gabuns. Viertgrößte zu sein – das hat nicht viel zu bedeuten in einem Land mit den Ausmaßen von Spanien, auf dessen zu 70 Prozent tropenbewaldetem Boden aber nur 1,2 Millionen Menschen leben – ein Drittel davon in der Hauptstadt Libreville.

1960 zog sich die Kolonialmacht Frankreich aus Gabun zurück. El Hadji Omar Bongo ist erst das zweite Staatsoberhaupt des dünn besiedelten Landes. Er regiert seit 1967. 1993 ließ er ein Mehrparteiensystem zu, auf Druck der außerparlamentarischen Opposition. Sie protestierte gegen die knapp ein halbes Jahrhundert währende Einparteienherrschaft. Durch Demokratisierung und weitere Zugeständnisse an die Opposition festigte Bongo seine

Position. Heute ist er unangefochtener Machtinhaber. Als Integrationsfigur für die zahlreichen, sich rivalisierenden Stämme des Landes, wie die Fang im Norden und die Myéné im Süden, ist Bongo für sein Land unersetzbar. In Gabun fürchtet man sich vor einem Ende seiner Herrschaft.

Gabun gehört zu den wohlhabenden Ländern Afrikas. Seine Ölquellen und sein Holz haben es reich gemacht. Wie andere, relativ wohl situierte Entwicklungsländer vereint auch Gabun große Gegensätze. Es ist ein Land mit Pfandflaschen-Mehrwegsystem und hervorragend funktionierender Müllentsorgung und zugleich ein Land, in dem man im Schnitt nicht älter als 50 Jahre wird. Die Uferpromenaden von Libreville und Port Gentil können sich mit denen von Miami messen lassen, einen knappen Kilometer weiter aber leben fünfköpfige Familien ohne Wasser und Elektrizität in Wellblechhütten mit Lehm Boden und Ratten. Gabuns Regenzeit dauert sechs Monate. Der heftige Niederschlag verwandelt den ockerfarbenen Boden binnen Sekunden in eine Schlammgrube.

Die Diskrepanz zwischen produziertem Reichtum und menschlicher Entwicklung in Gabun sucht aber selbst in Afrika ihresgleichen. Libreville gilt als die viertteuerste Stadt der Welt. Mit einem Pro Kopf Einkommen von 3.743 US Dollar liegt Gabun an Afrikas Einkommensspitze¹, dennoch grassiert dort die Massenarmut. Im Gegensatz zu Gabun ist Sao Tomé, eine Inselrepublik gut 200 Kilometer vor der gabunischen Küste, eines der ärmsten Länder Afrikas. Auf dem Human Development Index liegt Sao Tomé aber nur zwei Plätze hinter seinem so viel reicheren Nachbarn Gabun auf Rang 119 von 179. Der enorme Wohlstand Gabuns ist kaum verteilt, nur etwa 200 einheimische und europäische Familien profitieren von ihm.

Und dennoch: Gabun bleibt das El Dorado Schwarzafrikas.

Seit Generationen immigrieren Afrikaner aus West- und Zentralafrika in das Land auf dem Äquator und am Atlantik. Die Ausländerrate beträgt 15 Prozent. Gabun mit seinen natürlichen Ressourcen und der geringen Einwohnerzahl bietet noch heute vielen Afrikanern Arbeit. Hinzu kommt, dass nicht viele Gabuner in handwerklichen Berufen arbeiten. Eine Kneipenwirtin, die vor zwölf Jahren aus Kamerun ins Land kam, versichert mir: „Sie werden niemals einen Gabuner finden, der mit seinen Händen arbeitet. Niemals. Hier bevorzugen sie die Arbeitslosigkeit.“

Natürlich bin ich dennoch auf den einen oder anderen gebürtigen Gabuner gestoßen, der für sein Geld hart körperlich schuftet. Aber der Kellner in der kleinen Straßenkneipe, der Taxifahrer am Gare Routière, die Brüder in der Mission, ich begegnete während meines Reisealltags kaum jemandem in Gabun, der auch dort geboren war.

¹ Angaben für 2001 vom IWF (Internationaler Währungsfonds).

Arbeit findet man in Gabun nach Ethnien geordnet. Den informellen Markt – dort wo man in Afrika das kleine Geld macht – dominieren West- und Ostafrikaner, Burkinabé, Senegalesen, Malier. Großhändler sind meistens aus Libyen. Der Dienstleistungsbereich (Versicherungen, Banken, Energieverwaltung) wird von den Franzosen gesichert. Lehrkräfte in Gabun sind zu 80 Prozent westafrikanische Ausländer. Ebenso wird das gesamte gabunische Transportsystem von Männern aus Schwarzafrika bestellt. Was den Gabunern bleibt, ist der öffentliche Dienst. Dort werden sie sehr gut bezahlt. Man findet in Libreville Viertel, in denen die Kinder von Ministern weitflächige Anwesen mit eigenem Strand bewohnen. Die Umfrage einer europäischen NGO (Non Governmental Organisation) hat ergeben, dass 80 Prozent der Abiturienten von Libreville sich eine Stelle im öffentlichen Dienst erträumen.

Nur bietet der öffentliche Dienst immer weniger Arbeitsplätze, weil Gabuns Haupteinnahmequelle, sein Erdöl, langsam versiegt. Schwindendes Öl und niedrige Weltmarktpreise stürzten das Land 1998 in eine schwere wirtschaftliche Krise. Devisen wurden knapp und im Jahr 2000 erhielt Gabun erstmalig bedeutende Finanzhilfen vom Internationalen Währungsfonds.

Der Anspruch der besser gestellten Bevölkerung ist mit den Jahren des Wirtschaftsbooms gestiegen. Nun fällt es vielen Gabunern schwer, die neue Rezessionslage anzuerkennen. Ministerien blockieren Sparmaßnahmen, welche von der eigenen Regierung beschlossen wurden. Andere öffentliche Ämter weigern sich, Stellen zu streichen. Die Zahl von vier Sekretären für einen höheren Beamten ist in Gabun eher Regel als Ausnahme. Ende 2001 gesellte sich ein weiteres Ministerium zu den zahlreichen anderen, das „Ministerium zur Bekämpfung der Korruption von Ministerien“.

Als Ausländerin in Gabun hatte ich große Mühe, die berühmte afrikanische Gastfreundlichkeit zu finden. Der Italiener Sergio Vezzola hat schon fast überall in Afrika als Entwicklungshelfer gearbeitet, aber er ist noch „nie in einem Land gewesen, das so wenig afrikanisch sein wollte wie Gabun. Hier herrscht eine schwärende, fast nationalistische Atmosphäre. Man hält sich für losgelöst vom afrikanischen Kontinent und für sehr viel europäischer als der Rest Afrikas.“ Gegrüßt wird man auf der Straße selten, angesprochen ohne Unterlass. Eine direkte Ausländerfeindlichkeit der Gabuner erfährt man als Weiße jedoch nur mittelbar. Beim Kontakt mit afrikanischen Ausländern in Gabun, wie zum Beispiel den Taxifahrern.

4. Taxifahren in Gabun

Auf dem Taxi- und Busbahnhof verschlägt es mir den Atem. Überall wuselt und regt es sich. Hier scheint jeder ständig unterwegs zu sein. Taxifahrer bilden die Hauptschlagader im Transportsystem Afrikas, einem Kontinent der Mobilität. Ohne sie bewegt sich nichts, auch nicht in Gabun.

Ein Taxifahrer in Libreville schaut nur gelangweilt zur Seite, wenn ihm das erfragte Fahrziel nicht passt und fährt unbekümmert weiter. Ich habe schon mit zwei Dutzend anderen Wartenden am Straßenrand gestanden und in eine schier endlos scheinende Anzahl von leeren Taxis mein Fahrtziel gebrüllt – ohne Erfolg. Ist man in der glücklichen Lage, eine Transportmöglichkeit gewährt zu bekommen, so verkündet der Herr des Taxis dieses wort- und regungslos mit einem kurzen Druck auf die Hupe. Wenn man diese große Gnade erfährt, so ist nun auf gar keinen Fall zu trödeln: Der Meister achtet beim Anfahren kaum darauf, ob sein Fahrgast auch mit beiden Beinen im Auto sitzt. Im Taxi selbst wird man in den seltensten Fällen angesprochen, sondern meist mit Nichtbeachtung bedacht. Die Fahrer, die sich dazu herabgelassen haben, ein Wort an mich zu verschwenden, ermittelten erst meine Nationalität und fragten anschließend, welche Maßnahmen ich denn einzuleiten gedenke, um ihm ein deutsches Visum zu besorgen. Beim Aussteigen bin ich leicht mürbe von den vielen Beteuerungen („Nein, leider kenne ich den deutschen Botschafter nicht persönlich.“). Krönender Abschluss des Vergnügens bietet ein Blick auf meinen Oberkörper: Er ist geziert mit einer bräunlichen Schärpe aus Staub – ich kann mir das Anschlappen einfach nicht abgewöhnen. Die Gurte sind porös von zuviel Sonneneinstrahlung und Nichtnutzung.

Die Unfreundlichkeit und Aggressivität der Taxifahrer von Libreville haben ihren Ursprung darin, wie sie selbst in Gabun behandelt werden. Sie leiden täglich unter schweren Repressalien und Willkür. Die gabunische Polizei verhängt grundlos Geld- und Haftstrafen und verprügelt Festgenommene, die nach dem Grund des Eingriffs fragen. Fahrgäste, Arbeitgeber und Zulassungsstellen behandeln sie wie Dreck.

Afrikanischen Ausländern in Gabun wird sehr eindringlich und schnell klargemacht, dass sie in diesem Land nur zähneknirschend ertragen werden. Auf einer Langstreckenfahrt im „Clando“² war ich zusammen mit 3 Koreanern und einem Flüchtling aus dem Kongo unterwegs. Bei einer der vielen Polizeikontrollen musste nur der ohnehin schon mittellose Fahrgast aus dem Kongo eine Geldstrafe entrichten: Seine Aufenthaltsgenehmigung lief am

² Von „clandestin“, geheim, also ein nicht registriertes Taxi.

nächsten Tag ab. Er war auf dem Weg nach Libreville, um sie dort zu verlängern. Nach fruchtlosen Diskussionen bezahlte er mit den Worten: „Das ist Gabun“.

5. Die Vidomégon von Gabun

1849 segelte das Schiff „Eliza“ mit über hundert befreiten Sklaven an die Küste des heutigen Gabun. Die Afrikaner, entkommen ihrem Schicksal der Ausbeutung und Leibeigenschaft in Amerika, ließen sich nieder und taufte den neu entstandenen Ort „Freie Stadt“, Libreville.

150 Jahre später, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, landen wieder große Schiffe und kleine Pirogen an der Küste Librevilles, der heutigen Hauptstadt von Gabun. Die Boote haben eine schreckliche Fracht geladen: Kinder, deren Schicksal vorgezeichnet ist.

Kaum eines ist älter als 15. Noch kennt keines seinen Verwendungszweck. Die Kinder werden als Lakaïen und Kleinhändler in der Großstadt arbeiten. Man wird sie schlagen, treten, sexuell missbrauchen. Ihr Bett wird der Boden sein oder einfach dort, wo sie Platz finden, erschöpft nach 18 Stunden harter Arbeit.

Sie kommen aus Westafrika, aus Togo, Nigeria und Benin. In Benin nennt man diese bei Fremden arbeitenden Kinder „Vidomégon“, platziertes Kind.

6. Charlottes Los

Charlotte kam auch in einem Boot. Heute ist sie 17. Sie stammt aus einem kleinen Dorf bei Cotonou in Benin.

Vor 5 Jahren fuhr eine Frau auf den Platz ihres Dorfes mit einem großen, schwarzen Mercedes vor. „Sie trug ein knallrotes weites Kostüm und hatte viele Fotos dabei.“ Bilder von einer großen Stadt, einem Geschäft und einer lächelnden Großfamilie. Die Dame, Madame Nicola³, berichtete Charlottes Eltern, sie sei die Cousine zweiten Grades ihrer Tante und gekommen, um Charlottes Familie in ihrer Not zu helfen. Charlottes Familie lebte am Existenzminimum. Das Essen war knapp. Die Arbeit des Vaters brachte nicht das nötige Geld ein, um auch nur eines seiner sieben Kinder zur Schule schicken zu können. Nicola mit ihren weißen Zähnen und ihrem breiten Goldkettchen

³ Name geändert

schien die Rettung. Sie gab Charlottes Eltern 200.000 afrikanische Francs, etwa 300 Euro. Charlotte hat viel geweint, als sie auf dem Rücksitz des großen Wagens aus ihrem Dorf rollte und sie ihre winkenden Eltern im Rückspiegel sah, aber sie war auch erleichtert: „Ich dachte, in Libreville würde ich in die Schule gehen und nach Schulschluss Tantie Nicola in ihrem Laden helfen. Mein Lohn sollte meinen Eltern jeden Monat überwiesen werden.“

Nach über sieben Stunden Autofahrt ließ sie Tantie Nicola, wie Charlotte sie von nun an nannte, aussteigen. Charlotte fand sich in einem kleinen Lager an der Grenze zwischen Nigeria und Benin wieder. Dort sollte sie auf die Weiterreise warten. Charlotte war nicht allein. 30 Mädchen aus Togo und Benin und Mali warteten mit ihr. Sie bekamen kaum zu essen, das Wasser reichte nicht zum Waschen und die nigerianischen Bewacher schlugen und misshandelten die Minderjährigen. Tonlos erzählt mir Charlotte von Mädchen, die für ein Abendbrot den Aufsehern ihren Körper anboten. Ein achtjähriges Mädchen, Natascha, wurde lungenkrank und starb auf ihrer schimmlichen dünnen Schaumstoffunterlage in der Baracke.

Charlotte glaubte fest an einen Irrtum. Sie hoffte weiter darauf, in Libreville bei Tantie Nicola ein besseres Leben zu beginnen. Als sie schon meinte, sterben zu müssen vor Hunger und Elend, gab einer der Händler den Befehl, aufzubrechen.

Eingepfercht auf einem Pritschenwagen wurden die Mädchen zu einer kleinen Bucht an der Nordküste Nigerias gefahren. Eine kleine Piroge brachte sie aufs offene Meer. Die Sonne war heiß und brannte, und die massigen Wellen schlugen über den schmalen Einbaum. Nach zwei Stunden heftigem Auf und Ab wurde Charlotte auf ein großes Schiff geladen. Es sollte fast einen Monat dauern, bis sie wieder das Meer sah. Zusammen mit anderen illegalen Flüchtlingen war sie die ganze Zeit im Bauch des Schiffes untergebracht. Die meisten der Westafrikaner erleichterten sich in einer Ecke des Lagerraumes. Andere machten einfach da hin, wo sie gerade lagen. Überall roch es nach Erbrochenem, die Hitze raubte den Kindern die letzten Reste ihrer Kraft. Einmal am Tag wurde ihnen allen Bananen oder etwas anderes zu essen gebracht, satt wurde Charlotte nie. Und die Kehle brannte vor Durst. Wie im Lager erkrankten auch hier Kinder. Einige starben langsam und leise jammern. Ihre Körper warfen die Nigerianer über Bord.

Charlotte kam auf einem Schiff nach Gabun und „damit hatte ich noch Glück. Ich kenne ein Mädchen aus Togo, das ist zwei Tage bis zum Strand von Libreville geschwommen.“

Die Togolesin, Charlotte und ein drittes Mädchen haben zusammen in Libreville, im Quartier PK 8, gelebt. Dort wohnten sie bei einer Frau namens Héléne, die Trinkwasserflaschen verkaufte. Aber es war nicht Héléne selber, die bis zu 25 Flaschen in großen Plastikschüsseln auf ihrem Kopf transportierte. Diese Lasten trugen Charlotte und die anderen Mädchen.

Eine Schule hat Charlotte auch in Gabun nie besucht. Bei ihrer Ankunft in Libreville sah sie Tantie Nicola nur kurz. Da unterwies sie Charlotte knapp, wie sie sich in der großen fremden Stadt zu verhalten habe. „Sie hat mir erzählt, wie man Sachen verkauft, wie ich mich gegenüber Gabunern zu verhalten habe, dass ich jede Anweisung sofort befolgen und so schnell wie möglich wegrennen muss, wenn ich einen Polizisten sehe.“

Dann hat Tantie Nicola sie zu H el ene gebracht. Fünf Jahre lang stand Charlotte um fünf Uhr morgens von ihrer Decke auf dem Badezimmerboden auf, um für die Kinder von H el ene das Frühstück und das Schulbrot zu machen. „Dann musste ich mich sehr beeilen, weil die ersten Berufstätigen sich auf ihren Weg zur Arbeit machten und Tantie H el ene wollte, dass wir schon auf sie warten.“ Charlotte lief von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends mit einer fast 30 Kilo schweren Schüssel auf dem Kopf durch die Straßen vor dem March  des Bananes. Die Temperaturen im äquatorialen Klima Gabuns fallen nie unter 23 Grad. Nur 3 Monate des Jahres ist die Luft mit weniger als 90 Prozent Feuchtigkeit gesättigt.

Charlotte kam mit 12 Jahren. Während ihrer fünfjährigen Ausbeutung durfte sie nicht einen Cent für sich behalten. Wenn sie abends nicht mindestens 20.000 CFA (30 Euro) zurück nach Hause brachte, wurde sie geschlagen, wenn sie Flaschen verloren hatte, wurde sie geschlagen, und auch, wenn sie von Käufern betrogen wurde. Immer war es Charlotte, die die Konsequenzen zu tragen hatte. „Ich dachte die ganze Zeit nur daran, mich zu beeilen. Irgendwann hat man nur noch eines im Kopf: schnell, schnell“. Während ihrer Arbeit a  sie selber nichts und trank kaum etwas. Wenn sie übermüdet zurück zum Haus ihrer Ausbeuter kam, ging die Schufterei weiter. Sie hatte zu putzen, zu kochen und die Flaschen für den nächsten Tag vorzubereiten. Gegen Mitternacht legte sie sich völlig entkräftet auf den gefliesten Schlafplatz.

Als Charlotte 16 war, bemerkte sie die Blicke des Ehemanns von H el ene. Auch H el ene wurde aufmerksam. Nach ein paar Monaten schickte sie Charlotte weg. „Da wusste ich gar nicht mehr, wohin und was tun.“

Einer Nachbarin fiel das orientierungslose Mädchen auf, sie brachte Charlotte zum Heim „Centre Emilie“ in der Nähe des Gare Routière. Maman Rose kümmert sich dort um die Opfer des Kinderhandels.

7. Vermutungen, Schätzungen, Tatsachen⁴

Wie viele Kinder aus westafrikanischen Ländern in Libreville leben und arbeiten lässt sich schwer zählen, da sie illegal einreisen und selten nach Hause zurückkehren. Nur eine Handvoll flüchtet in die zwei Heime der Stadt, die Vidomégon Schutz bieten, dem Centre Agondje und dem Centre Emilie.

Sergio Vezzola, Projektleiter der italienischen Menschenrechtsorganisation Alisei, schätzt die Zahl der Vidomégon in Gabun auf 15 bis 20.000. „Opfer des Menschenhandels sind in erster Linie Mädchen von acht bis 15 Jahren aus Togo, Benin und Nigeria. Aus Nigeria kommen die wenigen Jungen.“

Die Eltern geben ihre Kinder auf verschiedene Weise weg. Sie können verpfändet werden, zum Begleichen von elterlichen Schulden. Nur Wenige werden wirklich wie eine Ware auf Lebenszeit verkauft. In den meisten Fällen sind die Vidomégon wie Charlotte mehr oder minder freiwillige Wanderarbeiter, die vor Beginn ihrer Arbeit nicht wissen, was sie erwartet. Sie stammen fast alle aus kinderreichen Familien.

Es sind meist Nigerianer, die den Transport nach Gabun sichern, sie können für ihre Verfrachtung bis zu 400 Euro vom Händler erhalten. Die Beförderer, „Placeurs“, geben „Materialkosten“ von 30 Euro pro Kind an. 80 Prozent der Vidomégon kommen übers Meer nach Gabun, der Rest fliegt mit gefälschten Papieren ein.

Ein Großteil der Vidomégon arbeitet für Kleinhändler in Gabuns größeren Städten. Sie verkaufen deren Ware (Essen, billiger Schmuck oder Getränke) am Marktstand oder als fliegende Händler mit Lasten von bis zu 35 Kilo auf dem Kopf. Die beweglichen Straßenverkäufer nennt man auch „les bassines qui marchent“ – laufende Riesenschüsseln. Vidomégon, die für Kleinhändler Waren feilbieten, können bis zu 3 Leidensgenossen haben. Ein Drittel der Vidomégon arbeitet als Haus- oder Kindermädchen. Dort werden sie meist allein eingestellt, aber das ist von der Größe des Haushaltes abhängig: Je zahlreicher die Bewohner, desto mehr Hausangestellte werden gebraucht.

Normalerweise platziert man die Kinderarbeiter bei Arbeitgebern ihrer Nationalität. Es gibt auch einige Gabuner, die Kinder als Dienstmädchen beschäftigen. Dort werden sie etwas besser behandelt, obwohl die „Arbeitsvermittlerinnen“ (fast immer sind es Frauen) den gabunischen Arbeitgebern nahe legen, die Kinder nicht zu verweichlichen. Im Schnitt bezahlen die Gabuner immerhin 50.000 FCFA (75 Euro) monatlich. Weniger als fünf Prozent

⁴ Die hier gemachten Angaben stammen aus Untersuchungen der Hilfsorganisationen Alisei, Anti-Slavery-Organisation, Terre des Hommes, Unicef, Vidomégon.

der Kinder dürfen einen Teil des Lohns ihrer harten Arbeit selbst behalten. Normalerweise geht das Geld komplett an die Händlerinnen, die vornehmlich aus Togo und Benin stammen. Bei den professionellen Händlern und Vermittlern in Gabun, die das Mädchen in ihrem Heimatdorf aufgelesen haben, arbeitet das Kind meist zuerst. Viele dieser „Tuteurs“, verdienen ihren Lebensunterhalt nicht ausschließlich mit den Kindern, meist haben sie ein kleines Geschäft in Gabun. Es wird aber auch von einer beninischen „Maman Gentille“ (Mutter Freundlich) in Libreville berichtet, die ungefähr 100 Kinder „betreut“ und für jedes Kind monatlich bis zu 80.000 FCFA für Vermittlung, Gehalt des Vidomégon und Rückerstattung der Transportgebühren kassiert. Das bedeutet, diese Frau verdient durch Kinderarbeit 10.000 Euro pro Monat!

Projektleiter Vezzola von Alisei beteuert, die Botschafter von Benin und Togo in Libreville seien „die größten Kinderschmuggler überhaupt. Die oft rigiden und guten Maßnahmen der Regierungen ihrer Länder laufen in Gabun ins Leere, weil sich die Botschafter mit dem Kinderhandel eine goldene Nase verdienen.“ Andere unabhängige Sachverständige bestreiten dieses aber.

Die meisten minderjährigen Westafrikaner werden für drei Jahre in Gabun „benutzt“, gut ein Fünftel bleibt länger als sechs Jahre. Drei Viertel der Vidomégon schuftet bei mehr als einem Arbeitgeber. Oft kommt es zwischen den Ausbeutern und ihren Opfern zum Konflikt, aus folgenden Gründen: Diebstahl, Schwangerschaft oder die Tatsache, dass die Mädchen einen Freund haben. Eskaliert der Streit, so kehrt ein Viertel wieder zurück ins Heimatland, knapp ein Drittel bleibt bei dem Freund in Gabun, über ein Zehntel sucht sich eine neue Tantie, 17 Prozent bleiben trotz allem bei der alten Tantie. Nur acht Prozent können mit zurückgelegtem Geld einen eigenen Handel eröffnen.

Die Vermittler und Händler profitieren von ihrem Geschäft mit Kindern, bis ihre „Ware“ sich aus seiner Misere befreien will. „Man kann die Kinder bis zu einem Alter von 16, 17 Jahren gebrauchen, danach wird es schwierig für die Arbeitgeber. Je jünger sie sind, desto fügsamer sind sie auch.“ Vezzola schildert das Verbrechen, nimmt das Wort „Kindersklaven“ aber nicht in den Mund. Er nennt die Mädchen und Jungen „Opfer des illegalen Handels“ oder „ausgebeutete Kinder“.

8. Der Fall Etireno

Die Hilfsorganisationen sind vorsichtig geworden, seit sie im April 2000 die Regierung Gabuns heftig der Kindersklaverei beschuldigt hatten. Ein Schiff namens Etireno lag vor der Küste Gabuns und sollte angeblich über zweihundert Kindersklaven an Bord haben. Als Gabuns Regierung dem Boot die Einfahrt in den Hafen von Libreville untersagte, fuhr es weiter nach Douala, an die Küste Kameruns. Doch auch dort durfte das Schiff nicht festmachen. Nach zwei Wochen Fahrt kehrte die Etireno nach Benin, ihrem Herkunftsland, zurück. Im Hafen von Cotonou stiegen Ende April unter strenger behördlicher Kontrolle um die 200 zutiefst verängstigte Wirtschaftsflüchtlinge aus. Sie waren zum größten Teil volljährig. Nur 43 Kinder und Jugendliche befanden sich an Bord. Allein fünf wurden nicht von ihren Eltern begleitet und schienen als Kindersklaven nach Gabun zur Kinderarbeit verkauft worden zu sein.

Der Skandal um die Etireno hatte für den Fußballverein VfL Wolfsburg sehr konkrete Folgen. Der niedersächsische Sportverein suspendierte seinen nigerianischen Stürmer Jonathan Akpoborie. Akpoborie war Besitzer der Etireno. Der Spieler war nach den Protesten, besonders von Terre des Hommes, für seinen Arbeitgeber nicht mehr tragbar.

Ob die Etireno tatsächlich Sklaven an Bord hatte, konnte nie bewiesen werden. Man vermutet, dass sie vor einem Eingriff der Polizei auf anderen, kleineren Booten nach Gabun gebracht worden sind.

Mit der Etireno hat alles angefangen. Dr. Jean Ping, der Außenminister von Gabun, soll sich an kein Ereignis in seinem Land erinnern können, auf das ihn seine ausländischen Amtskollegen so massiv angesprochen hätten. Bei internationalen Zusammentreffen, so heißt es, werde Ping immer nach „diesen Kindersklaven“ in seinem Land gefragt, und ob man dagegen vorgehe.

Gerade den Schwarzafrikanern, deren Vorfahren vor zwei Jahrhunderten selber verschleppt und geschändet wurden, fällt es schwer, das Wort Sklaverei in den Mund zu nehmen oder gelten zu lassen. Obschon die Regierungen und die NGO's nicht offen von Sklaverei sprechen: Es handelt sich um sklavereiähnliche Zustände, wenn Kinder gegen ihren Willen wirtschaftlich ausgebeutet und missbraucht werden. Doch anders als bei traditioneller Sklaverei werden die Vidomégon nicht wirklich von ihren Eltern „verkauft“. Zudem können sie sich – spätestens wenn sie selber Kinder haben – aus dem Zwangsarbeitsverhältnis befreien.

9. Wie Gabun reagiert

Akut wurde das Problem der Schmuggelei und Ausbeutung von Kindern in Gabun erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts. Die gabunische Regierung reagierte aber nur sehr zögerlich auf Forderungen und Aktionen von Hilfsorganisationen. Denn staatliche Maßnahmen gegen Kindesmisshandlung erforderten zuerst ein Eingeständnis: Das Eingeständnis, das im eigenen Land Kinder versklavt werden. Noch heute betonen die Behörden immer wieder, es seien nicht Gabuner, die die Kinder verschleppten, sondern Ausländer, die das florierende Gabun ausnutzten, um dort ihre Verbrechen zu begehen.

Nach dem Vorfall der Etireno machten Schlagzeilen Gabun in aller Welt bekannt als das Land der Kindersklaven. Die Ministerien sahen sich gezwungen zu reagieren. Seit Anfang 2002 gibt es im Arbeitsministerium eine Koordinierungsstelle gegen Kinderarbeit und Kinderhandel in Gabun. Da die Minderjährigen ausschließlich Ausländer sind, fühlt sich das heimische Familienministerium nicht zuständig. Die staatlichen Akteure gegen Kinderhandel und deren Ausbeutung in Gabun sind das Arbeitsministerium, das Sozialministerium und ein interministerieller Ausschuss, der die Anwendung der Gesetze überwachen soll.

Seit längerer Zeit bestehen offizielle Verordnungen, die den Kindern helfen könnten. So herrscht im Land Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahr. Gabun als UNO-Mitglied ratifizierte eine Konvention für die Rechte des Kindes und gegen Prostitution und Kinderpornographie bereits im September 2000, doch die Bestimmungen werden im Land nicht umgesetzt. Ende März 2003 wurde ein Gesetz in Gabun vom Parlament verabschiedet, welches sich speziell gegen den Kinderhandel wendet. Es ist das erste Gesetz dieser Art in Gabun, vorher schützten juristische Richtlinien Kinder vor Ausbeutung und Vernachlässigung im Allgemeinen. Aber auch die existierenden Gesetze werden selten angewandt. Es gibt noch immer keine rechtlichen Möglichkeiten, den Kinderhändler selber zu bestrafen, ob mit Haftstrafen oder Geldbußen. Zwar ist er eigentlich gesetzlich verpflichtet, einem von ihm geschmuggelten Kind die Rückreise zu bezahlen, faktisch wird dieser Weg aber kaum gegangen. Die Polizei setzt viele Bestimmungen noch nicht um, teils aus Unkenntnis, teils aus Unwillen. Ein Polizist hat mir gesagt, sein Land hätte Wichtigeres zu tun, als die Probleme von kleinen ausländischen Kinderarbeitern zu lösen. Die Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Ländern, Aktiven und Beamten funktioniert selten reibungslos.

10. Folgen der Kinderarbeit

Egal ob sie sichtbar in den Straßen oder unsichtbar in den Haushalten arbeiten, „es gibt kaum Vidomégon, die nicht schlecht behandelt, wenn nicht misshandelt werden“, beklagt Salaou Lassoukpo. Er ist Präsident der gabunischen Menschenrechtsorganisation „Vidomégon“ und stammt – wie auch alle anderen Mitglieder des Vereins – aus Benin.

Die Kinder wissen nicht, dass sie ausschließlich zum Arbeiten nach Libreville geschickt wurden. Die schwere Arbeit in den Wachstumsjahren verursacht neben physischen Schäden wie Rückgratverformungen auch verheerende psychische Verletzungen. Ein Vidomégon muss sich in Gabun täglich behaupten, schlagartig wird es erwachsen. In ihrer intellektuellen Entwicklung sind die Kinder zurückgeblieben, die Arbeit hat all ihre geistigen Kräfte aufgesogen. Carmen, eine Psychologin im Centre Agondje, bezeichnet ihre Schützlinge als „zerbrochene Kinder. Sie wurden im Alter von mitunter 5 Jahren aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen und unter traumatisierenden Bedingungen nach Gabun gebracht.“ In Gabun dann die vielen Jahre der Schwerstarbeit. „Jahre, in denen sie mit schwierigsten Lebensbedingungen kämpfen, geschlagen werden. Die Kinder hier bei uns in den Heimen sind Kinder, die noch niemals gespielt haben, Kinder, die keine Kindheit hatten.“ Erst ganz langsam entdecken die verstörten Minderjährigen die Freude am Spielen und Kindsein. Ihr Misstrauen vor menschlicher Wärme ist groß.

„Als wir mit Kiama zum ersten Mal schwimmen gegangen sind, hatte sie panische Angst vor dem Wasser. Sie wollte auf keinen Fall hineingehen und hat sehr geweint.“ Schwester Martha, die zusammen mit anderen Missionsschwestern die schulische Betreuung der Kinder im Centre Emilie übernommen hat, fährt Kiama zärtlich forsch über ihre Zöpfe. Kiama hat den ganzen Weg von Benin nach Libreville in einer Piroge zurückgelegt. Der Platz auf dem Einbaum war so begrenzt für die fast 30 Kinder, dass Taue sie an Bord halten mussten. Wasser wurde zum Todfeind der Kleinen, „aber jetzt schwimmt sie wie ein Fisch. Nur hat das fast ein Jahr gedauert.“ Kiama kennt ihr Alter nicht. Im Centre schätzt man es auf acht Jahre. Vor drei Monaten las eine Frau Kiama vom Markt auf und brachte sie ins Heim. Kiama ist ein besonderer Problemfall im Centre Emilie. Das Mädchen kann sich nicht mehr genau an ihre Heimatstadt erinnern. Ihre „Tantie“, für die sie auf dem großen Marché Mont Bouet kleine Kuchen verkauft hat, ist verschwunden und kann daher auch nicht das Geld für die Überfahrt bezahlen. So wird es schwer für die Hilfsorganisationen, ihre Familie zu finden und einen Flug zu bezahlen.

11. Und trotzdem: Wer will schon zurück?

Kiama ist im Vergleich zu den anderen Mädchen in den Heimen noch ein Küken. Sie wäre sehr gern wieder bei ihren Eltern und ihren Geschwistern zu Hause. Aber Charlotte will nicht zurück. Nach fünf Jahren in Gabun kann sie französisch und weiß kaum noch, wie ihr Leben in Benin war. Alles, woran sie sich erinnert, ist die Armut. „Und das macht ja keinen Sinn, hier ist wenigstens Arbeit, warum soll ich wieder in mein Dorf zurück und dort noch ärmer sein als hier?“

Vor diesem Problem stehen alle Mädchen, nachdem sie in die zwei Hilfszentren flohen oder gebracht wurden. Das Gesetz zwingt sie, zurück zu kehren, selbst wenn sie das gar nicht wollen.

Es ist oft schwierig, ihre Verwandten im Geburtsort ausfindig zu machen. Können sie gefunden werden, hat sich ihre Lage nicht gebessert. „Ich habe einmal einen Vater vor mir gehabt, der wie ein Kind weinte und mich anflehte, sein Mädchen wieder nach Gabun mitzunehmen“, erinnert sich Landsmann Grégoire Houndayi Sounamy, der Berater von Unicef in Sachen Kinderhandel.

Nach den Jahren in Gabun wissen die Kinder kaum noch etwas von dem Leben und der Kultur ihres Geburtsortes. Viele sprechen nicht einmal mehr ihre Muttersprache.

Aisha kommt aus Nigeria und ist wahrscheinlich 17. Als ich sie zum ersten Mal im Centre Agondje sehe, hat sie einen enormen Kugelbauch: Ihr Kind kann jeden Moment zur Welt kommen. Zwei Wochen später sitze ich neben ihr im Jeep. Sie hält den kleinen Mohammed im Arm. Resi, eine Entwicklungshelferin, fährt sie und ihr Neugeborenes vom Krankenhaus zurück zum Heim. Aisha strahlt überglücklich. Sozialamt und Hilfsorganisationen unterstützen sie, denn der Vater ihres Kindes, ein Taxifahrer aus Benin, sucht jedes Mal das Weite, wenn sie mit ihm sprechen will. In drei Wochen soll Aisha zurück nach Nigeria geflogen werden. „Ich freue mich darauf, meine Familie zu besuchen und ihnen mein Kind zu zeigen. Aber länger als einen Monat will ich nicht bleiben.“ Sie wird wieder mit einem Schiff illegal nach Gabun einreisen und dort als alleinerziehende Mutter versuchen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dass sich niemand mehr um die dann Volljährige kümmern und mit Unterkunft, Kleidung und Verpflegung versorgen wird, weiß sie. „Ich werde schon zurechtkommen.“ Sich alleine durchzuschlagen, das hat sie in den zehn Jahren Gabun gelernt. Doch wird sie auch ihr Kind ernähren können?

12. Probleme beim „Repatriément“

Mit dem Repatriément, dem Wiedezurückführen der Kinder in ihre Heimatländer, ist – außer der Regierung – keiner der Beteiligten zufrieden. „Wir haben in den zwei Jahren unseres Projektes 80 Kinder wieder zurückgebracht. Das Gesetz verpflichtet uns, die Kinder in eine ungewisse Zukunft zu schicken: Ein Land, in dem sie sich nicht mehr auskennen“, erzählt mir der Menschenrechtler Vezzola in seinem Französisch mit italienischem Singsang.

Wenn das Geld für die Rückreise eines Vidomégon vom Händler selbst oder den Hilfsorganisationen aufgebracht worden ist, werden sie in ihr Heimatland geflogen. In den allermeisten Fällen begleitet ein Mitarbeiter einer Organisation die Kinder. Doch selbst mit dieser persönlichen Begleitung kann mir keine NGO garantieren, dass auch nur ein einziges Kind wirklich wieder zurück zu seinen Verwandten gekommen ist. Kommen die Kinder mit ihrer Begleitperson am Flughafen ihres Geburtslandes an, so werden sie von einem Verantwortlichen der Regierung abgefangen. Der trennt Begleitperson und Mädchen und bringt es weg. Von manchen Vidomégon hofft man, dass sie den Weg zurück in ihre Familie gefunden haben. Bei einigen weiß man, dass sie einfach in ein anderes Heim gesteckt worden sind. Der Abholer kassierte das Geld der Regierung, welches eigentlich für die Zukunft der Mädchen gedacht war. Die beständigen Nachfragen bei den Heimen im Heimatland und den Abholern werden ignoriert oder mit Lügen beantwortet. „Wir sind einfach machtlos“, seufzt Schwester Martha. Sie hat selber schon acht Mal ein Kind zurück in seine Heimat begleitet und musste dann mitansehen, wie es nach monatelanger, fürsorglicher Betreuung und psychologischem Aufbauen in Gabun, in seinem Heimatland allein gelassen wird.

13. Abarten der „Afrikanischen Solidarität“

Um das Problem der Kinderarbeit in Gabun richtig zu erfassen, muss man Geschichte und Gewohnheiten der Arbeitsmigration in West- und Zentralafrika kennen. Virgile Codjia, verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit bei Vidomégon, behauptet, der Kinderhandel und die Ausbeutung der ausländischen Kinder in Gabun habe karitative Ursprünge. „Es handelt sich hier um eine sehr perverse Abart von etwas, das anfangs vielen Kindern Wohlstand und Bildung ermöglichte.“ Codjia spricht von einer afrikanischen Tradition, die auch erklärt, warum die Eltern ihre Kinder so freiwillig weggeben.

Anfangen hat es in den Ländern selbst. In Benin, Togo und vielen anderen Staaten Westafrikas ist es seit Jahrhunderten Tradition, dass der Nachwuchs minderbemittelter Eltern von reicheren Verwandten aufgezogen wird.

„Mein Bruder hat zehn Kinder“, erzählt mir ein Lehrer aus Benin, „für ihn ist es finanziell schlicht unmöglich, all diese Kinder zur Schule zu schicken und ihnen ein gesichertes Leben zu ermöglichen. Also schickt er sie weg. Zu Verwandten.“ In der Tradition der „Afrikanischen Solidarität“ werden die Kinder von den Angehörigen wie ihr eigenes aufgenommen. Den meisten geht es dort besser. Sie haben Einblick in ein ganz anderes Leben, ein Leben in relativem Reichtum. Zu Hause geblieben, hätten sie sich kaum aus ihrer ärmlichen Situation befreien können. Bei den reichen Verwandten erhalten sie die Chance, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

„Diese Tradition hat vielen Kindern in Westafrika geholfen“, erklärt der 43-jährige Vezzola der ONG Alisei. „Der Präsident von Benin war eine Zeit lang Vidomégon. Wenn sie nach Nigeria schauen, dort gibt es die Arubas, bei denen niemand seinen richtigen Vater kennt. Denn dort kümmert sich die ganze Familie um das Kind. Als Vater gilt oft die erste männliche Person, die sich des Kindes annimmt. Der Chef der Interpol von Benin hat den Namen seines Vaters mit sechs erfahren, weil ihn seine Mutter bei der Einschulung preisgeben musste.“

Welche Ausmaße die Weggabe von Kindern annimmt, verdeutlicht eine demoskopische Untersuchung der Bank von Benin. Sie ergab, dass in Benin mehr als 85.000 Kinder nicht in ihrem Heimatort bei ihren Eltern leben, dort einfach fehlen.

Bei den meisten Ethnien West- und Zentralafrikas ist Wanderarbeit kulturell verwurzelt. Zu reisen und fern von Geburtsort und Eltern zu arbeiten und zu leben, ist üblich. Es gehört zum Erwachsen werden und soll abhärten.

Die ursprünglich nationale Unterstützung von Familien untereinander überschreitet seit etwa 1970 die Grenzen. Verwandte, die im Ausland reich geworden waren, holten die Kinder ihrer Geschwister oder Cousins zu sich. Dort arbeiteten sie im Geschäft ihres Onkels, wurden von ihm erzogen und zur Schule geschickt. In Afrika ist Gabun hinter der Elfenbeinküste das wichtigste „Empfänger-Land“ für Kinderarbeit.

So lange es den Menschen in Gabun gut ging, war die „Afrikanische Solidarität“ eine funktionierende Hilfe für arme Verwandte. „Doch zum Ende der 90er Jahre hin wurde auch Gabun von der globalen Wirtschaftskrise getroffen. Etwa seit dem Jahr 2000 degenerierte die „Afrikanische Solidarität“ zu Ausbeutung, Schmuggel und Missbrauch von Kindern“, ordnet Houndayi Sounamy von Unicef das Problem zeitlich ein.

Mit Beginn des neuen Jahrtausends werden Kinder in den seltensten Fällen bei ihren wirklichen Verwandten untergebracht. Jetzt werden sie von

professionellen Kinderhändlern vermittelt und aus dem Land geschmuggelt. Sie arbeiten für Landsleute, zu denen sie in der Regel keinerlei familiäre Bindung haben. Das Netz der Menschenhändler umfasst ganz Westafrika, ihr grauenvolles Geschäft bringt erhebliche Summen ein.

14. Einzelfall glückliches Kind

Trotzdem findet man in Gabun Familien, in denen das Prinzip der „Afrikanischen Solidarität“ noch funktioniert. Ambroise will mir seinen Nachnamen nicht nennen. Er hat zuviel Angst vor einer Untersuchung der Regierung, die schon viele seiner Landsleute überprüft hat. Ambroise hat das Kind seines Cousins, Sophie, aufgenommen. Seit vier Jahren lebt Sophie in seiner Familie. Als ich in seinem klimatisierten Wohnzimmer sitze, zeigt mir der 45-Jährige Sophies Zeugnisse, sie ist immer Klassenbeste. Sophie trägt ein selbstbewusstes Lächeln und schiebt sich neben ihren Pflegevater auf die Couch. Der stammt aus Benin und ist Lehrer in Libreville.

Ein Arbeitskollege von ihm hatte eine Nichte aus Benin aufgenommen. Eines Tages bekam er Besuch vom Arbeits- und Sozialministerium. Die Beamten gingen einer Anklage nach, die ihn der Kinderausbeutung bezichtigte. Wie bei Ambroise wurde dieses Mädchen jedoch wie ein eigenes Kind aufgezogen. Die Verleumdung blieb erfolglos. Man weiß bis heute nicht, wer die Anklage gestellt hat. Die Nichte wurde wieder nach Benin zurückgeschickt, ihr Onkel hatte zuviel Angst vor weiteren Anzeigen.

„Hilfsorganisationen, Regierungen oder auch der ganz normale aufmerksame Helfer auf der Straße können schwer unterscheiden, ob man Sklavenhändler ist oder treusorgender Pflegevater“, bedauert Ambroise. „Und eigentlich ist die erhöhte Aufmerksamkeit ja verständlich. Sophie ist ein Einzelfall. Die meisten Vidomégon werden heute schrecklich behandelt.“ Ambroise beteuert mir, dass „seine Sophie“ nicht für ihren Aufenthalt arbeiten muss. Damit ist sie einmal mehr ein Ausnahmefall. Selbst wenn die Kinder das seltene Glück haben, wirklich bei wohlmeinenden Familienangehörigen unterzukommen, gehen viele von ihnen nicht in die Schule, sondern arbeiten für ihre Gastfamilie. Und genau hier scheiden sich die Geister der Hilfsorganisationen.

15. Das Recht des Kindes oder afrikanische Kultur?

Der Graben der Unstimmigkeit verläuft zwischen zwei Kontinenten. Die Afrikaner der NGO „Vidomégon“ sind für eine harte Hand bei Ausbildung und Erziehung der Kinder und beklagen, dass die Mädchen in den Heimen von Libreville „verhätschelt“ werden. „Die Kinder sollen sich anstrengen beim Arbeiten. Ihre Gastfamilien sind auch nicht auf Rosen gebettet. Das Auferlegen einer Mindesteinnahme hat seinen Sinn. Ansonsten würden die Kinder vielleicht nur in der Sonne liegen.“ Vorsitzender Lassoukpo betont die Wichtigkeit von Fleiß und Ausdauer in den Ländern Afrikas, wo enorme Schulden abgebaut werden müssten, „und das geht nur mit Arbeit.“ Wir kämpfen gegen die Ausbeutung von geschmuggelten Kindern, aber nicht dagegen, dass die Kinder mitanfassen. Viele der Kinder sind nicht für eine lange Schullaufbahn geeignet. Da ist es doch sinnvoller, dass sie in einer Tischlerei eine Lehre anfangen, als sich erfolglos durch die Schule zu quälen. In Afrika ist es Tradition und es gehört zu unserer Kultur, dass auch Kinder hart arbeiten, zumindest härter als in Europa. Der Kontinent kann es sich nicht leisten, seine Kinder zu verweichlichen.“

Der Italiener Vezzola hält diese Ansichten für „Blödsinn“. Es gibt ein einziges Menschenrecht und ein einziges Recht der Kinder. Und diese Rechte sind allgemein gültig und zu respektieren. Wie sehen denn diese so genannten Berufsausbildungen wie etwa Tischlerlehren aus: Das Kind wird ausgebeutet und weiter nichts. Es hat keine Wahl, was für einen Beruf es später mal erlernen möchte. Jedes Kind hat das unumstößliche Recht darauf, Kind zu sein. In Afrika ist das aber eine Option. Hier gibt es kaum Mitleid für die Kinder, man behandelt sie wie kleine Erwachsene. Sie kennen doch die Bilder der Kinder, die in britischen Bergwerken im 19. Jahrhundert arbeiteten, hier sehen sie Schlimmeres. Ich habe Neunjährige beobachtet, die 50 Kilo schwere Zementsäcke trugen.“

Die beiden agilsten Organisationen in Gabun wahren Distanz zueinander. Jede hält sich für die eigentliche Koryphäe im Bereich des Handels und der Ausbeutung von Kindern.

16. Kämpfer gegen Kinderarbeit

Als ich Vezzola zum ersten Mal besuche, verkündet er mir schon beim Betreten seines klimatisierten und abgedunkelten Büros: „Die Bekämpfung des Kinderhandels in Gabun, c'est Alisei.“ Zu Beginn ihres Projektes in Gabun arbeiteten die Italiener noch mit afrikanischen Organisationen und

Unicef zusammen. Doch nach einigen Differenzen kooperiert man inzwischen lediglich bei größeren Aktionen.

„Vidomégon“ wurde vor sieben Jahren gegründet. Seine ehrenamtlichen Mitglieder profitieren von einer größeren Kenntnis afrikanischer Gepflogenheiten als ihre europäischen Kollegen. Sie verfügen aber nicht über die finanziellen Mittel, die Zeit und die Erfahrung von Alisei. Unicef hält sich gegenüber beiden NGOs zurück.

Trotzdem sind diese drei maßgeblichen Akteure zusammen mit anderen Nichtregierungsorganisationen und Einzelkämpfern in Sachen Kinderhandel Teil eines Netzwerkes, dem „Collectif des ONG Contre le Trafic des Enfants“, COCTE. Seit Bestehen des Zusammenschlusses Ende der 90er Jahre hat „Vidomégon“ den Vorsitz inne. Während meiner sechs Wochen in Gabun hat sich COCTE kein einziges Mal getroffen.

17. Europäer in Gabun

Libreville fungiert als Basisstation des Projektes von Alisei. Alisei ist seit Mai 2001 in Gabun. Ihr Projekt „Das Recht des Kindes“ kämpft gegen Schmuggel und Ausbeutung. Die Italiener sind zusätzlich noch in Togo, Benin, Nigeria und der Elfenbeinküste mit Dependenz vertreten. Ihr Projekt wurde bis zum Februar 2003 mit Geldern der Europäischen Union finanziert. Dann ließ die EU wie geplant ihre Unterstützung auslaufen. Die NGO versucht nun, mit weniger Personal und Geld, das sie mit Hilfe von europäischen Spenden aufbringt, zurechtzukommen und in diesem erheblich begrenzteren Rahmen ihre Arbeit weiter zu führen.

Als die Europäer vor zwei Jahren nach Gabun kamen, brachten sie enorme Geldsummen und europäische Methoden der Datenerhebung und Öffentlichkeitsarbeit mit.

Im Vordergrund ihrer Arbeit steht die Prävention von Kinderhandel durch Sensibilisierung. Von den zehn Mitarbeitern in Gabun waren vier allein für Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

Unterstützt von bunten Plakaten, Banderolen und Musik hält Marina di Lauro in Schulen, Büchereien, Kulturzentren und anderen öffentlichen Orten Vorträge.

Als die 29-Jährige an einem Montagnachmittag den Unterricht der berufsbildenden Schule von Owendo, einem Vorort von Libreville, besucht, prallen Welten aufeinander. Anders als die Klassenlehrerin ist Di Lauro bemüht, ein Verhältnis der Gleichberechtigung zwischen sich und den Schülern aufzubauen. An dem Tag scheint die moderne europäische Pädagogik fehlzu-

schlagen. Die junge weiße Frau ist in den Augen der männlichen Schüler der Abschlussklasse zwar höhergestellt als ihre schwarzen „Consoeurs“ (Schwestern), jedoch bleibt sie „eine Frau und damit dem Manne untertan“, wie Lambert, 21 und Vater einer vierjährigen Tochter, ihr munter entgegen ruft. Als die Italienerin die Klasse fragt, warum denn gerade so viele Mädchen verschleppt würden, da sind sich alle geschlechterübergreifend einig: Mädchen sind besser zu gängeln und weniger wert als Jungen, die zu Hause kräftiger mit anfassen. Di Lauro schwenkt um auf die Situation der Vidomégon. Sie zeigt Photos und erzählt von Kindern wie Charlotte, Kiama oder Aisha. Irgendwann hören auch die Mädchen in der hintersten Reihe auf zu kichern. Die vormals herausfordernden Gesichter schauen nun erschrocken. Sie hatten ja keine Ahnung vom Leben der Kinder, an denen sie auf der Straße täglich vorbeigehen. Die blond gelockte Italienerin kann sich ein kleines Lächeln nicht verkneifen. Sensibilisieren und die Gabuner zum Nachdenken bringen, das ist ihr Ziel.

Alisei klärt auch mit einem Comic auf, das von gabunischen Künstlern gezeichnet worden ist. Die bunten Bilder erzählen Geschichten des Aufgreifens, der Überfahrt und des Lebens der unbezahlten Gastarbeiter von Libreville und geben Hinweise, wie man ihnen helfen kann. Im Februar 2003 stellte die Organisation mit einer großen Pressekonferenz eine CD vor. Italienische Musiker hatten ihre Begleitmusik nach Gabun geschickt, auf die afrikanische Sänger und ein Kinderchor aus Libreville Texte in verschiedensten Stilrichtungen sangen. Die CD heißt „Les nuits d’Afrique“, ihre Aufmachung liegt weit über gabunischem Standard. Neben der Musik-CD hat Alisei auch schon eine CD-Rom produziert, auf der das Problem des Kinderhandels und der Ausbeutung multimedial, auch von Opfern selber, dargestellt wird. Das Problem ist nur, dass in Afrika Computer immer noch Luxus sind und die meisten Musikgeräte Kassettenrekorder und nicht CD-Spieler. In einem Land, in dem über 30 Prozent der Kleinkinder HIV positiv sind und Menschen um ihr Überleben kämpfen müssen, erheben sich schnell kritische Stimmen angesichts solcher Aktionen. Diese Art von Öffentlichkeitsarbeit befremdet, sie ist sehr europäisch. Einheimische, welche diese Maßnahmen gutheißen und unterstützen, tun dies auch, um ihre Beziehungen zu den Europäern nicht zu beeinträchtigen.

Und doch habe ich in einer achten Klasse in Libreville Referate zum Thema Kindersklaverei gehört, die ausschließlich mit den Materialien von Alisei gestaltet wurden.

In den Heimatländern der Vidomégon funktioniert die Öffentlichkeitsarbeit von Alisei weniger breitflächig und bunt. Gezielt informieren sie die mittellosen Eltern, welches Schicksal ihre Tochter in dem fernen Gabun erwarten würde.

Anders als bei der Öffentlichkeitsarbeit stoßen die Bemühungen Aliseis innerhalb ihres zweiten Aktionsansatzes auf Zustimmung bei den Afrikanern. In den Ursprungsländern der Vidomégon haben die Italiener Fakten gesammelt, um dann ein System der Überwachung und Prävention zu installieren. Zur Datenerfassung gehört auch der Informationsaustausch zwischen den einzelnen Ländern. So lud die Organisation im Winter 2002/2003 relevante Juristen und Rechtsbeamte aus fünf Nationen nach Libreville ein. Dort analysierten die afrikanischen Teilnehmer miteinander die bestehenden Gesetze und stellten einen detaillierten Aufgabenkatalog zusammen, welches Gesetz in welcher Form novelliert oder erst geschaffen werden muss.

Drittens kümmert sich Alisei konkret um das Zurückschicken der Kinder. Zusammen mit dem Ministerium für Soziales unterhält Alisei das Centre Agondja im Außenbezirk von Libreville und organisiert die Rückreise der Vidomégon. Bei der Betreuung der Kinder in dem weiträumig angelegten Heim stoßen die Auffassungen europäischer und afrikanischer Kindererziehung aufeinander. Marina hat sich an den härteren Umgang mit Minderjährigen in Afrika gewöhnt und unterlässt jegliche Ermahnungen der Erzieher. Aber als wir abends nach einem Tag im Heim zurück in die Innenstadt fahren, schlägt sie frustriert auf ihr Lenkrad und wünscht sich, die gelernten Pädagogen würden die Kinder ein bisschen nachsichtiger behandeln.

Colombe, die Leiterin vom Centre Agondje, teilt mir wiederum ihre Verwunderung mit. Sie habe gehört, dass 30.000 Euro vor Monaten schon an Alisei überwiesen wurden, die für ihr Centre bestimmt waren. Sie habe das Geld aber noch nicht gesehen. 30.000 Euro, davon bezahlt Alisei die Telefonrechnung von zwei Monaten. Für die Europäer sind 30.000 Euro zwar auch viel, besonders jetzt, wo sie nicht mehr über die Gelder der Europäischen Union verfügen, doch trotzdem werden ihre Stimmen nicht ehrfürchtig, sprechen sie über fünfstellige Eurobeträge.

18. Beniner in Gabun

Es ist vor allem der zweijährige Reichtum der Kollegen aus Europa, dem die NGO „Vidomégon“ misstraut. Im Gegensatz zu Alisei arbeiten die Mitglieder von „Vidomégon“ alle ehrenamtlich für die Sache der Kinder. Die Organisation besteht aus knapp 20 Lehrern. Die Männer aus Benin sind selber nicht an der Wiederrückführung der Vidomégon in ihre Heimatländer beteiligt und daher kritische Beobachter der Aktionen von Alisei, Unicef und den beteiligten Ministerien. „Vidomégon“ ist vornehmlich bilateral in Gabun und Benin vertreten. Die Menschenrechtler sammeln Daten, infor-

mieren und organisieren Seminare. Dabei kooperiert „Vidomégon“ auch mit der US-amerikanischen Botschaft in Gabun. Auf Konferenzen beschäftigen sich die Verantwortlichen von Regierungen und Hilfsorganisationen mit der Frage, wie ihre Arbeit besser zu strukturieren und effizienter zu gestalten ist. „Vidomégon“ ist unabhängiger von staatlichen Vorgaben als Alisei oder Unicef. Die Hilfsorganisation lehnt es ab, Kinder in ihre Heimat zurück zu schicken. Eher bemühen sich die Afrikaner, den Kindern in ihrem beschwerlichen Alltag zur Seite zu stehen. Sie bieten ein offenes Ohr und versuchen, den Arbeitgebern ein bisschen Freizeit für die schwer arbeitenden Kinder abzuschwatzen. In diesen seltenen, kurzen Pausen lassen sie sich von den Jungen im Straßenfußball schlagen oder laden die Mädchen auf ein Eis ein.

19. Internationale Organisationen in Gabun

Die Bekämpfung des Kinderhandels ist nicht die einzige Aufgabe von Unicef. Daher ist die Organisation zwar bei Aktionen und großen Konferenzen vertreten, aber weniger auf das Problem der Vidomégon fokussiert als Alisei und „Vidomégon“.

Grégoire Houndayi Sounamy kam vor über 20 Jahren aus Benin nach Libreville, seit fünf Jahren besitzt er die gabunische Staatsangehörigkeit. Für Unicef arbeitet Grégoire vertraglich befristet als Berater und Experte für gehandelte und ausgebeutete Kinder in Gabun. Außerdem ist er als Lehrer tätig.

In den sechs Wochen meines Aufenthaltes ist es vor allem der immer lächelnde gebürtige Beniner, der mir seine neue Heimat zeigt. Während ich vor Hitze und Erschöpfung schon halb bewusstlos in seinem roten Kombi aus Holland sitze, zeigt er mir unermüdlich weiter Bauwerke, Organisationen und Orte, deren Namen ich zu Beginn unserer Fahrt nur kurz aussprach. Kommen wir nach solchen Sightseeing-Touren – durch ein Land fast ohne Touristen – zu meiner Unterkunft zurück, bin ich unendlich dankbar. Zum einen, weil mir Grégoire Land und Leute näher gebracht hat, aber auch, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, ein ganz kleines bisschen deshalb, weil die Folterfahrt durch die Schlaglöcher von Gabun vorbei ist. Wieder zu Hause fasse ich jedes Mal den festen Vorsatz, das nächste Mal einfach nur den Mund zu halten und nicht nach Restaurants, Ministerien oder Museen zu fragen. Doch natürlich ist beim nächsten Mal alles so wie beim letzten Mal und ich habe Gabun wieder mal besser kennen gelernt.

An zwei Tagen sitze ich aber auch in der sengenden Hitze des Wagens, um Grégoire bei seiner Arbeit zu begleiten. Er zieht von einem „Chef de Quartier“ zum nächsten. Die „Chefs de Quartier“ stehen einzelnen kleinen

Stadtgebiete oder Vororten vor. Sie haben wenig Ähnlichkeit mit einem deutschen Bürgermeister, obwohl sie auch administrative und verwaltungstechnische Aufgaben übernehmen. Eher erinnern mich diese nie reichen, aber immer würdevollen Respektpersonen an Stammeshäuptlinge. Jeder der zwei Dutzend „Chefs de Quartier“, die wir besuchen, ist umgeben von einer kleinen Schar trinkender und plaudernder Männer und Frauen und deren Kinder.

Grégoire trifft die Chefs, da Unicef zusammen mit der Regierung von Gabun im April 2003 eine kostenfreie Notrufnummer einrichtete. Bei dieser können Betroffene Hilfe bekommen und aufmerksame Beobachter Ausbeutung melden. Nun will er die Nummer bekannt machen. Er war schon bei Taxigesellschaften, Marktvorstehern und anderen Menschen, die unmittelbar in Berührung mit Vidomégon kommen. Die Förmlichkeit, mit der sich der Mann von Unicef und die Chefs austauschen, ist für mich sehr unterhaltsam. Ihr Palaver an Tischen unter Bananenbäumen oder in kleinen Arbeitszimmern mit Palmenschnaps und Bier findet unter ungekünstelten äußeren Bedingungen statt. Doch Sprache und Umgangsformen sind gezielter, als sie es in Deutschland wären. Anfangs noch amüsiert, denke ich bei dem zwölften „Chef de Quartier“, zu dem wir wieder über eine halbe Stunde gefahren sind: „Nun ist gut, Grégoire, jetzt schieb ihm einfach die Telefonnummer ’rüber, und dann fahren wir weiter.“ Aber diese europäische Eile wäre natürlich maßlos ungehobelt. Der Mann von Unicef in dem farbenfrohen afrikanischen Oberhemd erkundigt sich erst nach dem allgemeinen Befinden des Quartiers, dann nach dem speziellen persönlichen. Er spricht das Thema Vidomégon noch nicht im entferntesten an, sondern geht zunächst auf allgemeine politische Dinge ein, wie die Wahl des Kollegen vom Nachbarviertel, um dann (inzwischen halte ich mir diskret das zweite kühle Bier an die schweißnasse Stirn) ganz grundsätzlich auf Unicef zu kommen. Nach einer kleinen halben Stunde fällt zum ersten Mal das Wort „Kind“ in Zusammenhang mit „Handel“ und „Arbeit“. Nach weiteren zehn Minuten ist auch die Verknüpfung zwischen Kind und Quartier gemacht. Immer reden sich die Gesprächspartner mit dem vollen Titel an („wie der Herr Berater von Unicef ganz richtig sagen...“), oft begleitet von dem vollen Namen. („Darum möchte ich sie, Madame Lucie MnGaro, Chefin des Viertels Owendo Ost bitten...“). Am Ende der Unterhaltung zwischen den Afrikanern steht die Übergabe eines Jahreskalenders von Unicef, auf den Grégoire mit grünem Filzler schwungvoll die sechsstellige Notrufnummer schreibt. Und weiter geht’s mit der rotwangigen Norddeutschen auf zum nächsten Viertel...

20. Erfolge?

Durch massive Sensibilisierungsmaßnahmen ist besonders in der Hauptstadt das Problem bekannt. Dort werden Fotografierende von den Arbeitgeberinnen der Kinder wütend verjagt. Fragestellern laufen die Mädchen ängstlich davon. Doch in den großen Städten von Gabun findet man sie immer noch ohne viel suchen zu müssen: die Kinderarbeiter mit riesigen Schalen auf den kleinen Köpfen oder unter Sonnenschirmen an ihren Marktständen. Keine der Hilfsorganisation hat messbare Rückgänge von geschmuggelten Kindersklaven in Gabun registriert. Dank der zahlreichen Initiativen von Behörden und unabhängigen Organisationen wird den Vidomégon von Gabun aber Hilfe und Schutz geboten.

Das Problem der Ausbeutung und Verschleppung von Kindern hat seinen Ursprung nicht in Gabun. Einzige Lösung für das Empfänger-Land von Kinderarbeit wäre eine komplette Sperrung der über 500 Kilometer langen Küste. Aber das ist unrealistisch bei einem Land mit nur 1,2 Millionen Menschen. Billige, ausländische Arbeitskräfte werden gebraucht, um die Infrastruktur Gabuns aufrecht zu halten.

Am Anfang des traurigen Phänomens der modernen Kindersklaverei und dem Handel steht die Armut. Und Geld ist es auch, das die beteiligten Staaten dazu zwingen könnte, effizient gegen das Verbrechen vorzugehen. Internationale Organisationen, die finanzielle Hilfe leisten, müssten diese abhängig von den Erfolgen der Bekämpfung von Kinderausbeutung machen.